

# Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Pankow bei Berlin.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter No. 2756) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 65 Pf. Inzeratenpreis die zweispaltene Beitzelle 20 Pf.

Stuttgart  
Mittwoch, den 16. Oktober  
1895.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Klara Jettin (Eigner), Stuttgart, Rothebühl-Strasse 147, III. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwahn-Strasse 12.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

## Die gewerkschaftlich organisirten Arbeiterinnen in Deutschland.

Die nicht oft genug zu wiederholende Thatsache, daß im Jahre 1893 in der Großindustrie des Deutschen Reichs nach den Berichten der Gewerbeinspektoren 616 620 erwachsene und 75 446 jugendliche Arbeiterinnen thätig waren, daß die Zahl der ersteren binnen 12 Monaten um 40 187, die der letzteren um 2211 gestiegen ist, muß die Aufmerksamkeit wieder und wieder auf die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen lenken. Denkt man zu jenen 692 066 weiblichen Arbeitskräften noch die vielen Zehntausende von Frauen und Mädchen hinzu, welche in Kleinbetrieben, im Handel- und Verkehrsweisen und vor allem in der Hausindustrie dem Kapital zinsen: so erhält man eine Vorstellung der Masse von Proletarierinnen, welche mittels des gewerkschaftlichen Kampfes ihr kärgliches Brod, ihre knappen Ruhestunden, ihre Gesundheit, vielleicht ihre Ehre gegen kapitalistische Raffgier vertheidigen müssen. Diese Zahlen geben aber auch einen Anhaltspunkt dafür, wach eminentes Interesse die männlichen Arbeiter daran haben, daß durch die Einbeziehung der Arbeiterinnen in die gewerkschaftlichen Organisationen gefährliche Schmutzkurrentinnen in treuliche Kampfesgenossinnen verwandelt werden. Mit welchem Erfolge ist 1894 seitens der deutschen Gewerkschaften an der diesbezüglichen Aufgabe gearbeitet worden? Das kündigt uns die von der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften kürzlich veröffentlichte „Uebersicht über den Stand und die Stärke der deutschen Gewerkschaftsorganisationen“. Nicht zum Wenigsten mit Bezug auf den Stand der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenbewegung veranlassen diese Angaben die Beachtung der gesammten Arbeiterpresse.

Im Jahre 1893 waren in 15 zentralisirten Gewerkschaften 5384 Arbeiterinnen gruppiert; 1894 weisen 12 solche Organisationen nur 5251 weibliche Mitglieder auf. Diese Zahl, mit ihrem Minus von 133, berührt im ersten Augenblick sehr unangenehm. Bei den wenigen Tausenden gewerkschaftlich organisirter Arbeiterinnen bedeuten 133 verloren gegangene Mitglieder schon einen empfindlichen Rückschlag. Allein die Zahlen gewinnen ein anderes Aussehen, wenn man zwei Thatsachen Rechnung trägt. In den 5251 weiblichen Mitgliedern sind die im vorigen Jahr eingerechneten organisirten Plätterinnen nicht einbegriffen, deren Zahl allerdings nur noch 60 beträgt gegen 100 im Vorjahr. Ferner sind die statistischen Vogen nicht ausgefüllt worden von der Organisation der Kürschner, welche 1893 52 weibliche Mitglieder zählte, von denen wir nicht wissen, ob sie zugenommen oder abgenommen haben. Rechnen wir mit den aus dieser Sachlage resultirenden Zahlen, so schrumpft das Minus der gewerkschaftlich organisirten Arbeiterinnen 1894 gegen das Vorjahr auf 21 zusammen.

Sehr verfrüht wäre es noch, wollte man aus diesem Ergebnis auf einen Stillstand der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterinnen im Allgemeinen schließen. Vergleicht man die einzelnen Zahlen mit den diesbezüglichen Festlegungen von 1893, so gelangt man im Gegentheil zu der Ueberzeugung, daß die Einbeziehung der Arbeiterinnen in die Gewerkschaften in manchen Industrien recht erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Daß diese Thatsache nicht sinnenfällig zu Tage tritt, erklärt sich vor allem durch den allerdings auffällig starken und bedenklichen Rückgang der organisirten weiblichen Tabakarbeiter. Er betrug 805; 1893 gehörten der Organisation 3636 Frauen und Mädchen an, 1894 nur noch 2831.

Zwar hat auch die Zahl der männlichen organisirten Tabakarbeiter in der nämlichen Zeit etwas abgenommen, sie sank von 13 750 auf 13 714. Aber immerhin bleibt das bedeutende Zusammenschwinden der weiblichen Mitgliedschaft eine so bemerkenswerthe Erscheinung, daß sie eingehend nach ihren Ursachen untersucht werden sollte. Gerade für die Tabakindustrie spielt die Frauenarbeit in Hausindustrie wie Fabrikrohn eine hervorragende Rolle. Die satfam bekannten Hungerlöhne der Arbeiter und Arbeiterinnen dieses Gewerbes, die schweren hygienischen Mißstände, die sich hier mit brutalster Mißachtung menschlicher Lebenskraft geltend machen, predigen eindringlich die Nothwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation.

Einen Rückgang an weiblichen Mitgliedern haben außer dem Verband der Tabakarbeiter noch drei Organisationen zu verzeichnen. Die Gewerkschaft der Zigarrensortirer verlor ihre sämtlichen 50 weiblichen Mitglieder; dem Verband der Vergolder gehören nur noch 15 statt 40 Frauen und Mädchen an, und die Organisation der Plätterinnen weist von 100 nur noch 60 Angehörige auf. Insgesamt verloren die vier hier in Frage kommenden Gewerkschaftsorganisationen 890 weibliche Mitglieder (1893: 3826; 1894: 2936) oder rund 23 Prozent derselben.

Diesem Weniger steht bei acht Organisationen ein sehr erhebliches Mehr gegenüber. Die weiblichen Mitglieder der organisirten Buchbinder, Gold- und Silberarbeiter, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Sattler und Tapezirer, Schneider, Schuhmacher, Textilarbeiter stiegen von 1488 auf 2370, also um 882 oder um rund 59 Prozent. Dazu wiesen 1894 die Konditoren 5, die Seiler 30 weibliche Mitglieder auf. Einzelne der angeführten Gewerkschaften verzeichnen einen sehr stattlichen Zuwachs von weiblichen Mitgliedern. So stieg die Zahl der organisirten Arbeiterinnen der Schuhindustrie von 109 auf 230, also um 121, ihre Zahl hat sich mithin mehr als verdoppelt. Das Gleiche gilt von den organisirten Buchbinderinnen, deren Zahl sich von 213 auf 488 vermehrte, also um 275 = 109 Prozent zunahm. In der Gewerkschaft der Gold- und Silberarbeiter finden wir 227 gegen 53 Frauen und Mädchen, es ist eine Vierfachung oder eine Zunahme von 328 Prozent der weiblichen Mitgliedschaft eingetreten. Beachtenswerth stieg auch die Zahl der Arbeiterinnen in den Verbänden der Holzarbeiter, Schneider und Metallarbeiter. Wir bedauern, daß die lokal organisirten Gewerkschaften nicht dem Beispiel der Generalkommission folgen und genau Buch führen über den Stand ihrer Mitgliedschaft und die Zahl der ihnen anhängenden Arbeiterinnen.

Die von der Generalkommission veröffentlichten Zahlen über die Entwicklung der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenbewegung enthalten den ermutigenden Beweis, daß diese vorwärts marschirt, trotz alledem. Trotz des noch großen Indifferentismus der ausgedehnten Frauen und Mädchen; trotz der mangelnden Werthung, welche einen Theil der Gewerkschaftler noch bezüglich der Arbeiterinnenorganisationen charakterisirt; trotz der Schwierigkeiten, welche

aus der eigenthümlichen sozialen Stellung der Frau und vielfach aus der Natur ihrer Arbeitsbedingungen erwachsen.

Aber auch eine ernste Mahnung reden diese Ziffern. Sie zeigen, wie unendlich winzig das bereits bestellte Etchen des riesigen Arbeitsfeldes ist, das der Bebauung harret. Das Viele, was bereits gethan worden ist, um das weibliche Industrie proletariat dem wirtschaftlichen Klassenkampfe einzureihen, es schrumpft zu Wenig zusammen gegenüber der ungeheuren Größe der Aufgabe, die dringend ihre Lösung heischt. Hier thatkräftig, opferfreudig und vor allem mit zäher Geduld wieder und wieder die Hand ans Werk zu legen, ist Pflicht jedes klassenbewußten Arbeiters, jeder klassenbewußten Proletarierin. Nicht bloß auf politischem Gebiete, auch auf wirtschaftlichem kann das Proletariat nur seine Schlachten siegreich schlagen, wenn neben dem Ausgebeuteten die Ausgebeutete zielklar und organisirt im Feuer steht.

### Der Staatsanwalt im Kampfe gegen die proletarische Frauenbewegung.

Wieder einmal hat Juristerei vollendet, was Kollerei begonnen: ein Gerichtsurtheil bestätigte die Schließung des Frauen- und Mädchen-Bildungsvereins Berlin, sowie seiner Filialen. Nicht weniger als 21 Genossinnen erschienen am 20. September als Beklagte vor dem Schöffengericht am Landgericht I zu Berlin. Vom 2. April 1892 an bis ins Frühjahr 1895 hinein sollen sie in Berlin, Charlottenburg und Weißensee als Vorsteher, Ordner und Leiter eines politischen Vereins „Frauenspersonen“ als Mitglieder aufgenommen und dadurch gegen das geschätzte preußische Vereinsgesetz gefrevelt haben. Wunderbar, daß die fürsorglichen Staatsbehörden diesem Frevel so lange thatenlos zugehört haben, und daß die preußische Monarchie trotzdem noch besteht. Nach der Ansicht der Staatsanwaltschaft war der in Frage kommende staatsgefährliche Verein sammt allen seinen Filialen lediglich ein politischer Verein, und er verfolgte den Zweck, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern. Um die Schuld der Angeklagten nachzuweisen, waren 30 Polizeibeamte als Belastungszeugen geladen. Als Entlastungszeugen hatte die Vertheidigung zumeist die Referenten der Versammlungen zitiert, in denen nach der offenbar sehr maßgeblichen Meinung von Polizei und Staatsanwalt +++ politische Fragen behandelt worden waren. Die Vertheidigung ruhte in den Händen der Rechtsanwälte Heine und Herzfeld.

Zu Beginn der Verhandlung richtete der Vorsitzende an die erste Angeklagte, Genossin Mesch, die Frage, ob sie wisse, was Politik sei, und ob ihr bekannt gewesen, daß Frauenvereine keine politischen Fragen erörtern dürften. Genossin Mesch erwiderte, daß in dem von ihr geleiteten Bildungsvereine die betreffende gesetzliche Vorschrift nicht übertreten worden sei. Bei jedem Vortrage habe man den Referenten darauf aufmerksam gemacht, daß politische Gegenstände außerhalb der Erörterung bleiben müßten. Dieser Versicherung entgegen suchte nun die Anklagebehörde die „lohlpechrahenschwarze“ Schuld der Genossinnen zu beweisen. Für die Schuld der Beklagten sollte zunächst der Polizeileutnant von Maltzahn zeugen. Er sollte als Uebervachender einer Versammlung vom 19. Januar 1893 befunden, daß dort — die gesetzeshafte Feder einer muß-unpolitischen „Frauensperson“ sträubt sich das Entsetzliche zu schreiben — daß dort von „der Beseitigung des Kapitalismus durch Herbeiführung vernunftgemäßer Erziehung“ gesprochen worden ist. Der Zeuge konnte sich des staatserschütternden Umstandes erst wieder erinnern, nachdem er von seinem, damals an die vorgefetzte Behörde gesandten Berichte Kenntniß genommen hatte. Auf die Frage des Rechtsanwalts Heine, ob bestimmte Maßregeln zur Erreichung des erwähnten Zieles vorgeschlagen worden seien, konnte der Zeuge nichts ausfragen. Schade, daß sich der Herr Polizeileutnant nicht der Details der „politischen“ Ausführungen zum Kapitel „Erziehung“ erinnerte. Anderenfalls wäre kraft juristischer Auslegungsfreudigkeit die staunende Mit- und Nachwelt eventuell in die angenehme Lage gekommen, den Schulmeisterbäbel, das Nachsitzen, den mütterlichen Kuß, den väterlichen Ladel in die Reihe der „politischen Kampfesmittel“ einreihen zu müssen. Der Polizeileutnant von Herford weiß nach Durchsicht seines Berichts, daß in einer späteren Versammlung des Vereins über den „sozialdemokratischen Zukunftsstaat“ debattirt wurde. Ganz fürchterlich! Der Vertheidiger stellt darauf die Frage, ob dem Zeugen diese Thatsache aus eigener Wissenschaft bekannt sei oder auf Grund des vorliegenden Berichts. Daraufhin ersuchte der Vorsitzende, derartige Fragen nicht zu stellen. Das Gericht erachte sie für unerheblich und geeignet, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Er

bitte den Vertheidiger um streng sachliche Haltung, anderenfalls müßte Strafe wegen Ungebühr verhängt werden. Der Vertheidiger erklärte, daß er die Frage erhoben habe, um festzustellen, ob es Zweck des Vereins war, politische Gegenstände zu erörtern, oder ob ein Redner vielleicht einmal gelegentlich auf das politische Gebiet abgeschweift ist. Der Vorsitzende antwortete darauf durch die verblüffend weitherzige Erklärung: „Politik in diesem Sinne (welchem Sinne??) ist alles das, was nicht eine einzelne Person, sondern die gesammte Oeffentlichkeit angeht.“ Nachdem durch diese Erklärung so ziemlich alles, was unter der Sonne krecht und fleucht, zur Politik geschlagen worden, nahm das Zeugenverhör seinen Fortgang. Die überwachenden Beamten erinnerten sich der weiblichen Morthaten regelmäßig, nachdem sie Einsicht in die vorliegenden Berichte genommen hatten. Der frühere Fußgendsdarm Röttinger hat in einer Versammlung des Vereins Reden gehört, „wie sie bei den Sozialdemokraten üblich sind“. Auf Einzelheiten kann er sich nicht mehr besinnen. Die damalige Referentin, Genossin Scholz, die sich unter den Angeklagten befindet, bestreitet die Behauptung des Zeugen auf das Entschiedenste. Besonders interessant ist die Aussage des Gensdarm Braak aus Weißensee. Nach ihr soll in einer Versammlung der dortigen Filiale des Bildungsvereins am 20. Januar 1893 über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gesprochen worden sein. Wie infam! Es wird festgestellt, daß die betreffende Filiale erst im April des Jahres gegründet wurde. Daraufhin meint der zugehende Beamte, es sei die Versammlung eines anderen Frauenvereins gewesen, auf dessen Namen er sich nicht besinnen könne. Genauigkeit ist eine schöne äußere Zucht, aber würdig und wohlgeschickt ist doch nur die Pflichterfüllung.

Die vier vernommenen Entlastungszeugen haben Referate wissenschaftlichen Inhalts in Vereinsversammlungen gehalten über „Volksbildung“, „Die Nervenschwäche und das weibliche Geschlecht“, „Der Kampf mit dem Tode“, „Die Lungenschwindsucht“, „Erziehungsmethoden“ etc. etc. Sie bestreiten entschieden, in ihren Referaten sich mit „Politik“ befaßt zu haben. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft hält nach Schluß der Beweisaufnahme die Anklage aufrecht und beantragt gegen Genossin Mesch 50 Mk. Geldstrafe, gegen jede andere Angeklagte 25 Mk., sowie die Schließung des Vereins.

Rechtsanwalt Heine bekämpfte die Anklage und die Ausführungen des Staatsanwalts in längeren trefflichen Ausführungen. Er wies nach, daß sich die Angeklagten wohl mit sozialen, aber nicht mit politischen Fragen beschäftigt hätten. Wollte man allerdings die Definition des Vorsitzenden gelten lassen, was alles „Politik“ sei, dann könne und müsse unter Umständen auch eine Diskussion über die Einführung der Krinolinen als „politische Erörterung“ angesehen werden. Nachdem der Vertheidiger noch die Aussagen der Zeugen auf ihren Werth gewürdigt hatte, ersuchte er auf Freisprechung zu erkennen, da der Beweis nicht erbracht worden sei, daß es Zweck des Vereins war, politische Propaganda zu treiben. Rechtsanwalt Herzfeld schloß sich diesen Ausführungen an und betonte, daß nicht kurzerhand ein Verein geschlossen werden solle, der doch nur lobenswerthe Ziele verfolgt habe.

In seiner Erwiderung erklärte der Staatsanwalt, der Verein habe in frivoler Weise gehezt; es sei dort sogar die Aeußerung gefallen, daß die heutigen Arbeiter schlechter daran seien, als die Sklaven des Alterthums.

Der Spruch des Gerichts lautete auf 25 Mk. Geldstrafe für Genossin Mesch und auf 15 Mk. für jede andere der 20 Nebelthäterinnen. Er könne sich, so hieß es in der Begründung, der Definition der Vertheidigung bezüglich des Wortes „Politik“ nicht anschließen. Politisch würden Erörterungen nicht erst dadurch, daß konkrete Maßnahmen zur Beseitigung bestehender Uebel empfohlen würden. Es gäbe auch eine „theoretische Politik“, und der Hauptzweck des Vereins habe sich in ihrer Richtung bewegt.

Daß das Gericht auf Schließung des Vereins und seiner sämtlichen Filialen erkannte, ist selbstverständlich. Von „Rechtswegen“ ist nun auch die letzte Organisation proletarischer Frauen in Berlin zertrümmert. Die Berliner Genossinnen aber gehen über polizeiliche und juristische Rücken und Lücken hinweg zur Tagesordnung über. Unentwegt, pflichttreu und begeistert kämpfen sie nach wie vor in den Reihen der revolutionären Sozialdemokratie, auch wenn es weiterköllert.

### Aus der Bewegung.

**Fortschritte der Organisation.** In Magdeburg wurde kürzlich in einer sehr gut besuchten Volksversammlung auf Anregung des Reichstagsabgeordneten A. Schmidt ein Agitationskomitee der organisirten Arbeiter und Arbeiterinnen Magdeburgs ge-

gründet. Aufgabe desselben ist, die Interessen aller in einem direkten oder indirekten Lohnverhältnis stehenden männlichen und weiblichen Arbeiter zu vertreten und für die Ausbreitung und Kräftigung der Gewerkschaften Magdeburgs zu wirken. Dieser Zweck soll erreicht werden durch: a) Förderung der Agitation zur Aufklärung über die wirtschaftliche Klassensituation des Proletariats; b) durch moralische und unter gewissen Voraussetzungen auch materielle Unterstützung der im wirtschaftlichen Kampfe stehenden organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen; c) Pflege der auf die wirtschaftliche Lage bezugnehmenden Statistiken; d) Maßregeln behufs möglichst günstiger Durchführung der für die Arbeiterklasse durch Reichsgesetz getroffenen Einrichtungen; e) Agitation für die Wahl von aus den Reihen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aufgestellten Kandidaten zum Gewerbegericht; f) Entgegennahme von Beschwerden der Arbeiter und Arbeiterinnen Magdeburgs an die Fabrikinspektion; g) Bemühungen, die Vergütungen finanziell erträglicher und agitatorisch wirksamer zu gestalten.

**Weibliche Delegirte zum Breslauer Parteitage.** Von allgemeinen öffentlichen Parteiversammlungen wurden zum Parteitage delegirt: in Breslau Genossin Geiser, in Hamburg Genossin Steinbach, in Eßlingen Genossin Jetkin, in Altona Genossin Kähler, in Forst i. L. Genossin Peters. Die Berliner Genossinnen wählten in einer öffentlichen Frauenversammlung die Genossinnen Luz und Kofrlad als Delegirte. Dieselben sollen speziell eintreten für die in der „Gleichheit“ (Nr. 16) veröffentlichten Anträge, die rechtliche Stellung der Frau und der unehelichen Kinder im neuen bürgerlichen Gesetzbuch betreffend. Ferner wurde ihnen empfohlen, sie sollten sich dem Antrag der Genossen des zweiten Berliner Wahlkreises, bezüglich der Vermehrung der Parteileitung um zwei Mitglieder anschließen, und in Verbindung mit ihm den Antrag aufnehmen, der in der Parteiversammlung des zweiten Berliner Wahlkreises von Genossin Fahrenwald gestellt wurde. Er besagt, daß zwei Frauen in die Parteileitung gewählt werden sollen. Endlich möchten sie den Antrag der Breslauer Genossen und Genossinnen unterstützen, der statistische Feststellungen über die Zunahme der Frauenarbeit und die Lage der Arbeiterinnen verlangt. — Die Leipziger Genossinnen nahmen ebenfalls in einer öffentlichen Frauenversammlung Stellung betreffend einer eventuellen Besichtigung des Parteitag. Nach eingehender Debatte sahen sie von der Entsendung einer eigenen Delegirtin ab und beschloßen, mit ihrer Vertretung Genossin Jetkin zu betrauen und zwar mit dem Mandat, einzutreten für die bereits erwähnten Anträge, die rechtliche Stellung der Frau und der unehelichen Kinder betreffend.

Daß dem diesjährigen Parteitag voraussichtlich weniger weibliche Delegirte beizuhören werden als seinen beiden letzten Vorgängern, überrascht uns nicht. Die Erklärung dafür liegt der Hauptsache nach darin, daß die Agrarfrage im Vordergrund des Interesses der Partei steht. In der Folge wurden meist solche Parteimitglieder delegirt, welche sich mit der Agrarfrage eingehender beschäftigten und hervorragenden Antheil an der Erörterung der Vorschläge der Agrarcommission nahmen. Da aber außer der Agrarfrage auf der Tagesordnung des Breslauer Parteitag Gegenstände stehen, welche in einschneidender Weise die Interessen der Frauen berühren, ist es den Genossinnen nicht als Neußerung der „gekränkten Leberwurst“ anzulegen, wenn sie von ihrem Recht Gebrauch machten, in besonderen Frauenversammlungen Delegirte zu wählen.

## Der Einfluß der Frauen auf die englischen Wahlen.

In Deutschland überläßt den Philister männlichen und weiblichen Geschlechts noch immer die seiner Natur so sehr entsprechende Gänsehaut, sobald die Antheilnahme der Frauen am politischen Leben gefordert wird oder, o Greuel der Greuel! gar die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Wie anders in England, das von den Reaktionen aller Schattirungen doch als konservatives Land par excellence gepriesen wird. In England besitzt das weibliche Geschlecht das Stimmrecht bei den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften des „County Councils“ (Grafschaftsräthe) und den Gemeinderäthen. Es ist aktiv und passiv wahlberechtigt bei den Wahlen der Schul- und Armenräthe. In England nahm 1886 das Unterhaus in erster und zweiter Lesung einen Antrag an, welcher für die Frauen das Wahlrecht zum Parlament forderte und dessen Billigung in dritter Lesung nur in Folge der Auflösung des Parlaments unterblieb. Als 1892 der Antrag abermals zur Verhandlung stand, wurde er mit der sehr geringen Majorität von 175 gegen 152 Stimmen verworfen. Kein Zweifel, daß er zur Annahme gelangt, wenn er wieder auf der Tagesordnung des Parlaments erscheint. Die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Frau

wird von Politikern aller Parteirichtungen — die Konservativen nicht ausgeschlossen — aufs Wärmste befürwortet, und die sogenannte „öffentliche Meinung“ steht ihr im Allgemeinen durchaus sympathisch gegenüber. Im Allgemeinen durchaus sympathisch begrüßt sie auch die sinnenfällige zu Tage tretende Erscheinung, daß in England immer weitere Kreise der Frauenwelt es für ihr Recht und ihre Pflicht erachten, sich politisch zu schulen und, soweit es ihnen möglich ist, thatkräftig in das politische Leben einzugreifen. Die Organe der verschiedensten Richtungen würdigen es als einen segensreichen Fortschritt, daß sehr viele Frauen mit regem Interesse die Wahlkämpfe verfolgen und Einfluß auf diese nehmen.

Zur Zeit der letzten Parlamentswahlen beschäftigten sich sehr viele und zwar angesehenere Zeitungen mit dem Einflusse, den die Frauen auf die Wahlen ausübten. Der „Daily Telegraph“ bezeichnete in einem diesbezüglichen Artikel die Frauen als die unsichtbare Macht hinter dem Thron. Das Blatt führte dann weiterhin aus, daß die klugen Kandidaten sich angelegen sein ließen, die Gunst der Frauen, Mütter, Töchter und Bräute ihrer männlichen Wähler zu erlangen. Wer könne sagen, wie viele Gegner einer Sache durch den hellen Klang einer Frauenstimme in Anhänger derselben verwandelt worden seien? Wie viele saumselige Philister durch weiblichen Einfluß an die Stimmurne getrieben würden, um dort ihr Wahlrecht auszuüben? Jeder wisse, daß wenn eine Frau sich tapfer einer möglichen Sache annehme, sie dieser zum Siege verhelfe.

Nicht wenige bekannte und einflussreiche Politiker anerkannten öffentlich den schätzenswerthen Beistand, den sie während der Wahlen von Seiten der Frauen erfuhren. So der Ex-Radikale Chamberlain in einem Brief an Mrs. Willoughby Wade, die Vorsitzende der „Liberal Unionist-Gesellschaft“ von Birmingham und Midland. Mr. Ritchie lamm die Agitation der Frauen in Croydon nicht genug rühmen. In Hammersmith haben die Frauen, wie allgemein anerkannt wurde, während der Wahlen eine erstaunliche Mührigkeit entfaltet. Sir Frank Lockwood erachtet die Frauen für vorzüglich geeignet zur politischen Agitation, zur Theilnahme am politischen Leben und möchte ihnen deshalb gern auf dem Felde der Politik einen weiteren Spielraum verschaffen. Er hofft, daß das Frauenstimmrecht bald vollendete Thatsache sein wird.

Neuerst charakteristisch ist der Brief, den Mr. Arnold Statham, Kandidat der Konservativen für South-West-Bethual-Green im „Standard“ zur Frage veröffentlichte. Er ist an Lasse-Jose, dem Vizekanzler der sozialkonservativen Primrose-League (Primeln-Liga) gerichtet und lautet wie folgt:

„Werther Herr! Ich halte es für meine Pflicht, bei erster Gelegenheit den Damen der Primrose-League, unter der freundlichen Führung der Lady Gwendolen Cecil, dafür zu danken, daß sie an meiner Wahlkampagne in South-West-Bethual-Green einen so hervorragenden Antheil genommen. Ihren Anstrengungen allein ist es zu verdanken, daß in dieser Hochburg des Sozialismus das radikale Element zurückgedrängt wurde. Ohne Sentimentalität, ihrer ersten Arbeit eingedenk, besuchten sie unermüdet die Wohnungen, förderten sie die Verbreitung von Parteischriften, ermunterten sie Schwankende, sammelten sie Details für die besten Wege, sich die Stimmen der Abwesenden zu sichern.

„Von Straße zu Straße wandernd, in die verrufensten Stadtviertel dringend, arbeiteten sie geduldig und ruhig. Aber auch Ansprachen auf offener Straße am Tage, und Massen-Meetings am Abend, wo 3000 Personen gegenwärtig waren, wurden veranstaltet. Der Inhalt der Reden, die gedruckt eine große Verbreitung erhielten, war durchaus sachlich und frei von Sentimentalität. In der That, gegen die schablonenhafte und wenig überzeugende Art des Gewohnheitsredners ein wohlthuender Gegensatz. Nachdem ich angegriffen, mein Wagen mit Steinwürfen verfolgt worden war, wovon uns nur die Polizei schützen konnte, ließen sich die muthigen Damen nicht abschrecken und arbeiteten furchtlos weiter, was ich nicht von all meinen männlichen Anhängern rühmen kann. Wenn ich denke, daß all diese Hilfe freiwillig war, daß diese Damen nur im Interesse der guten Sache sich abmühten, so komme ich zu dem Resultat, daß solche Kundgebungen sehr zu Gunsten der politischen Gleichberechtigung aufzufassen sind.“

In England sieht die bürgerliche Welt, sieht die „öffentliche Meinung“, daß die Frauen in die politische Arena steigen und dort kämpfen, ohne daß sie darob in Krämpfe des Entsetzens und der Entrüstung fällt, wie dies dem deutschen Spießrathum widerfährt. Sie hört die Forderung der vollen politischen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts, ohne daß — wie dies bei ihrem deutschen Geschwister der Fall ist — vor ihren schreckensweiten Augen das Gespenst erscheint eines Massensterbens in Folge ungestopft bleibender Strümpfe und verpöckelter Erzeugnisse der Kochkunst.

Besonders bezeichnend und lehrreich ist in dem mitgetheilten Briefe die Konstatirung der Thatsache, daß allein Dank des Einflusses der Frauen in der Hochburg des Sozialismus das radikale Element zurückgedrängt wurde. Aus ihr erhellt klärlieh, daß das politische Rathen und Thaten der Frauen sogar wie der Männer in erster Linie nicht von ihrer Geschlechtslage und Geschlechtszugehörigkeit beherrscht wird, sondern von ihrer Klassenzugehörigkeit und Klassenlage. Die Sozialisten sind auch in England die einzige politische Partei, welche in ihrem Programm die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts fordert. Wohl sind viele Konservative einsichtig und billigend genug, um für dieselbe einzutreten, allein die Partei in ihrer Gesamtheit ist nicht programmatisch für die betreffende Forderung verpflichtet. Die Damen der Primrose-League, welche sich aus den Kreisen der Geburts- und Geldaristokratie rekrutiren, kämpften trotzdem mit aller Energie für den konservativen und gegen den sozialistischen Kandidaten. Die Erhaltung ihrer Vorrechte als *heati possidentes*, glückliche Besitzende, geht ihnen über die Eroberung ihrer Rechte als Frauen. Die Thatsache zeigt, daß nur zopfige Köllerei, welche mit einer staatsmännischen, ja nur unbefangenen politischen Werthung der Zeitererscheinungen auch gar nichts gemein hat, die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts als einen „Umsturz“ aller sozialen Verhältnisse auffassen kann. Sie beweist aber auch, wie durchaus haltlos und phrasenhaft das gefühlsüberschwengliche Gefäusel bürgerlicher Frauenrechtlerinnen ist, die finstlich verworren von einer die Frauen der Ausbeutenden und der ausgebeuteten Klasse umfassenden Schwesternschaft träumen, welche die Interessen der bürgerlichen und der proletarischen Elemente gleicherweise vertreten soll. Art läßt nicht von Art. Die bürgerliche Frau — von Ausnahmen natürlich abgesehen — kämpft im Lager der Reaktion, die Proletarierin in dem der Revolution.

### Zur Lage der Wiener Arbeiterinnen der Wäschebranche.

F. H. Ebenso wie die deutschen lassen auch die österreichischen Zünftler keine Gelegenheit vorüber gehen, ohne vom Staate einen weiteren Ausbau ihrer Privilegien zu verlangen. Den rastlosen Bemühungen der Anhänger des Befähigungsnachweises war es denn auch gelungen, dem österreichischen Handelsminister im Jahre 1892

zu veranlassen, die Handels- und Gewerbelammern zur Erstattung von Gutachten über die Frage des Befähigungsnachweises und der Zwangsgenossenschaften aufzufordern. Fragen über die Arbeitszeit der Tagelöhner, über Fortbildungsschulen und dergleichen waren dem Ganzen als dekoratives Beiwerk angehängt.

Die zahlreichen Mängel der von der Regierung vorgenommenen Umfrage, veranlaßten die Gewerkschaften Wiens zu einem Konkurrenz-Unternehmen, dessen Resultate im Frühling dieses Jahres veröffentlicht worden sind.\* Die von den Genossen Dr. Verkauf, Reumann und Dr. Adler geleitete Enquête vernahm 90, lediglich dem Arbeiterstande angehörige Experten (Sachverständige), die 85 verschiedene Branchen vertreten.

Es ist ein düsteres Bild von dem Glend der Arbeiter und Arbeiterinnen im „gemüthlichen Wien“, welches uns diese Enquête enthielt, ein Bild, das um so packender wirkt, als es — wie Dr. Verkauf bemerkt — uns nur nackte Thatsachen vorführt. Daß sich aus diesen auch Schlüsse ergeben, daß sie über die thatsächliche Lage der Massen Material zusammenbringen, „das sich nicht in Ziffern ausdrücken läßt“, ist selbstverständlich. Mit dürren Worten, in Fragen und Antworten giebt die Enquête grauenhafte Schilderungen von der Lage der Hausarbeiter, von der Ungesundheit der Räume, in denen Männer, Frauen und Kinder zusammen arbeiten müssen, von der empörenden Ausbeutung der menschlichen Arbeitskräfte. Wahrlich, nach dem Lesen dieser erschreckenden Zusammenstellung von Noth und Glend muß es auch dem Blödesten klar werden, daß das „gemüthliche Wien“ nur für die besitzende Klasse existirt, für die schwelgenden oberen Zehntausend und nicht für die Masse des werththätigen Volks.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die schier zahllosen Beispiele der Ausbeutung von weiblichen Arbeitern, der Dienstuben, Näherinnen, Gastwirthspersonal etc. hier anführen, Beispiele einer Ausbeutung, die selbst die österreichische „Zeitschrift für Christliche Sozialreform“ als jeder Menschlichkeit hohnsprechend bezeichnet hat. Nur einige Stichproben über die Lage der Arbeiterinnen der Wäschebranche seien hier angeführt.

Die österreichischen Arbeiterschutzbestimmungen verbieten zwar die Kinderarbeit in Fabriken, allein die Unternehmer der Wäsche-

\* „Stenographisches Protokoll der durch die Gewerkschaften Wiens einberufenen gewerblichen Enquête.“

### Ein Philanthrop.

Herr Hilfsmayer ist unstreitig der größte Philanthrop unserer Zeit; er ist auch ganz gewiß der reichste. Ich brauche weiter kein Bild von ihm zu entwerfen, Jedermann kennt ihn; ich brauche auch kein kolossales Vermögen nicht aufzuzählen; jedes Kind weiß, daß es nach Millionen berechnet wird — wie dieselben zusammengekommen sind, das, freilich, das weiß man weniger.

Aller Welt sind die zahllosen guten Werke bekannt, an denen Herr Hilfsmayer sich betheiliget, und welche er mit seinem Gelde unterstützt. Und wie sollte es noch einen Menschen auf der Welt geben, der darum nicht wüßte? Jedes Jahr, so Gott giebt, anfangs Winters, vertheilt Herr Hilfsmayer an unzählige Wohlthätigkeitsgesellschaften ungeheure Summen, deren Liste in allen Zeitungen zugleich erscheint, in allen zugleich und am selben Tage. Der Liste voraus steht natürlich das Porträt des unerschrockenen Gebers, umrahmt von biographischen Lobsprüchen zu 20 Francs die Zeile. Zu einem solchen Preis wird man wohl auf die Bewunderung der Leser einzuwirken verstehen!

Besagten, allbekannten, universellbewunderten Herrn Hilfsmayer hatte ich gestern die Ehre zu besuchen.

Es sind etwa vierzehn Tage her, daß ich brieflich Herrn Hilfsmayer einen armen, in großer Noth sich befindenden jungen Mann anempfohlen hatte, weil ich hoffte, das Glend dieses Menschen würde ein so gutes, mitfühlendes Herz, wie das des Herrn Hilfsmayer eins ist, für sich gewinnen. Jedoch, ich war nicht ohne Bangigkeit, und mit jedem Tag war mir der Muth mehr gesunken, da des großen Wohlthäters wohlthunende Antwort immer noch nicht ankam und ich zudem auch seine Liste für den nahenden Winter noch in keinem einzigen Blatt gelesen. Was ging da vor? Was sollte ich annehmen? Sollte es menschenmöglich sein, daß der allezeit hilfsbereite Herr Hilfsmayer des Helfens überdrüssig geworden wäre; sollte er etwa die Philanthropie an den Nagel hängen und sich der Pferdezuucht für Wettrennen widmen? Aber, großer Gott! was sollte denn dann aus der Welt werden?!

Ich mußte um jeden Preis Gewißheit haben, und dann: die Situation meines jungen Schütlings war auch gar nicht dazu angethan, daß er länger warten konnte.

Ich ging, ich schellte, ich wurde eingelassen, gab meine Karte, wurde vorgelassen, und da bin ich im Arbeitszimmer des Vaters der Armen, von dessen Wänden das Wohlwollen athmende Bild des Hausherrn in allen möglichen Lagen und Stellungen mich zwanzigfach freundlich begrüßt, während aus allen Ecken und von allen Möbeln herab die kräftige Büste des Menschenfreundes mir zuzuwinken scheint.

Doch, da ist er schon in Person.

Er nöthigt mich freundlich auf meinen Sitz zurück, er tätschelt mir mehrfach das Knie, was bei ihm ein unverkennbares Zeichen besonderer Achtung ist, er bietet mir eine Zigarre an und ist, mit einem Wort, äußerst liebenswürdig; wobei seine edlen Gesichtszüge, die die schönste Männlichkeit und kräftigste Gesundheit ausdrücken, jenen heiteren Frohsinn ausstrahlen, den man sich nur aus der steten Fühlung mit dem sozialen Glend erwerben kann.

„Ich bin etwas verspätet dieses Jahr“, erklärte er mir jetzt. „Ich habe bedeutende Ummänderungen vornehmen müssen mit meiner vorjährigen Liste. . . Hier zufügen, dort wegstreichen . . . besonders zufügen . . . das Publikum liebt die Abwechslung. . . Und dann ist die Armuth ja auch so groß, so groß! . . . Wie groß, wie groß! . . . Können Sie das verstehen? . . . Ich verstehe absolut nicht, wie das zugeht. Seit all' den langen Jahren, wo ich jeden Winter so große Summen spende, da müßte es doch keine Armen mehr geben, sollte man meinen, nicht wahr? Glauben Sie? Durchaus nicht! Es giebt noch Arme, schrecklich viel Arme, ungeheuer viel, mehr als je! Es ist unbegreiflich, es ist entmuthigend. Sehen Sie, ich frage mich oft, was sie mit meinem Gelde wohl anfangen können, diese unseligen Armen; ja, was fangen sie wohl damit an? Wo kommt's hin, mein Geld? Was machen sie damit? Können Sie sich's denken.“

„Es wäre gar nicht unmöglich“, brummte ich in den Bart, „daß sie es ausgeben, um zu essen, ja, wohl auch noch, um zu trinken.“

industrie, wie Kapitalisten in anderen Gewerben, verzichten nicht auf die billigen Kinderknochen. In Kleinbetrieben der Branche arbeiten Mädchen von 8—9 Jahren, und auch in den großen Fabrikbetrieben, wo strenge Kontrolle möglich ist, werden Mädchen verwendet, welche noch lange nicht das 14. Lebensjahr erreicht haben. Die berühmte österreiche „Schlamperei“ erstreckt sich auch auf die Gewerbeinspektion.

In den Kleinbetrieben, wie in den Fabriken, ist vorwiegend weibliches Personal beschäftigt. Von den Verhältnissen der Wäschenäherinnen berichtet der Experte wie folgt: Die Arbeit ist sehr schwer; es sind zwar viele Maschinen mit Dampftrieb beim Knopflochnähen eingeführt, aber beim Nähen der Kragen und Hemden noch nicht, hier werden Singer-Maschinen verwendet. Die Arbeit ist schwer und ungesund, weil die Näherinnen den ganzen Tag gebückt sitzen und mit den Füßen treten müssen. Die Folgen zeigen sich in vielen Wirbelerkrankungen. Besonders anstrengend ist die Niedere näherei, weil die Drillstoffe dicker sind und mehr Appretur besitzen, sodaß schwere Maschinen zum Nähen angewendet werden müssen. Die „Vorrichterinnen“ treten zwar keine Maschine, leiden aber in Folge ihrer zusammengebückten Haltung oft an Leber- und Milzkrankheiten.

Im Kleingewerbe giebt es keine Pausen; da auf Akkord gearbeitet wird, so sind die Arbeiterinnen gezwungen während der Arbeit zu essen. Ihre Kost ist natürlich eine elende. In der Früh ein Stück Brot, zu Mittag eine Suppe und eventuell eine Zuspeise aus dem Gasthause. Die Näherinnen wohnen meist sehr weit von den Betrieben, sodaß sie Mittags nicht nach Hause gehen können. Sie bringen sich vielleicht ein Fläschchen Kaffee mit, den auf den Bügelöfen zu wärmen ihnen jedoch verboten ist, weil dadurch „das allgemeine Ansehen der Fabrik geschädigt würde“. Zur Gasse (Vesper) giebt es höchstens für 3 Kreuzer Wurst oder Speck, zu höheren Ausgaben für „Fleischernes“ darf die Näherin sich nicht versteigen. Die Suppe kostet 3 Kreuzer und ein Stück Brot dazu 2 Kreuzer. Von einem nahrhaften Essen ist also nicht die Rede. Drei oder vier Arbeiterinnen kaufen oft gemeinschaftlich ein Brot und ein Stück Speck oder Wurst, oder aus den Delikatessenhandlungen die „Abschnitzel“. Der Verdienst von 2 Gulden 50 Kreuzer oder 3 Gulden reicht eben zu besserer Nahrung nicht aus. Wie der Experte hervorhebt, giebt es unter den Wäschenäherinnen auch Mädchen aus sogenannten besseren Häusern, die nicht zugeben wollen, daß sie Proletarierinnen sind, die per Fräulein angesprochen werden und sich keiner Organi-

sation anschließen. Die Proletarierinnen werden hinausgeworfen, wenn man erfährt, daß sie einer Organisation angehören.

Sind die Verhältnisse in den großen Fabriken schon schlecht, so sind die Näherinnen in den Kleinbetrieben und in der Hausindustrie noch schlimmer gestellt; ihre Arbeitszeit beträgt hier gewöhnlich 14 oder 15 Stunden. Das „Sitzgefellenwehen“, d. h. die Hausindustrie eventuell durch „Schwihsystem“ verbösert, schädigt die Fabrikarbeiterinnen sehr; ebenso die große Menge der sogenannten konfessionierten Lehranstalten für Weißnäherei, die nichts anderes sind, als Anstalten für schmachvollste Lehrlingsausbeutung. Dort arbeiten auch die noch schulpflichtigen Kinder. Das Wäschenähen wird in der Hausindustrie erheblich niedriger als in der Fabrik gelohnt, dazu müssen die Hausindustriellen noch ihre eigenen Maschinen abnutzen und Nadeln, sowie Zwirn in der Fabrik kaufen, welche dafür bedeutend höhere Preise berechnet, als sonst üblich sind. Diese Verhältnisse wirken natürlich in fürchterlicher Weise auf die Fabrikarbeiterinnen und auf die Hausindustriellen selbst, von denen immer 300 bis 400 arbeitslos sind.

So traurig die Lage der Wäschenäherinnen auch ist, sind sie doch immerhin besser daran, als die Büglerinnen, welche bei sehr schwerer und äußerster Kraftaufwendung fordernder Arbeit den ganzen Tag stehen müssen. Obendrein vollzieht sich ihr Schaffen in einer höchst ungesunden Atmosphäre. In dem Bügelraum dürfen die Fenster nicht geöffnet werden, weil andernfalls durch etwa hereinfliegenden Ruß und Staub die Waare fleckig werden könnte. Die Büglerinnen müssen deshalb Sommer und Winter bei einer Temperatur von 35 bis 36 Grad Reaumur in Dunst und Staub aushalten. Dies erklärt, warum die Mädchen mit halbnacktem Oberkörper arbeiten. Die Bügeleisen werden an dem außerhalb des Plättraumes aufgestellten Ofen erhitzt. Die Büglerinnen müssen also auch im Winter aus der übermäßigen Hitze hinaus in die Kälte. Wie dieser brüste Wechsel der Temperatur auf ihre Gesundheit einwirkt, läßt sich denken. Auf Dr. Verkaufs Frage: „Sind keine Hilfsarbeiter da, welche das Eisen zutragen?“ antwortete der Experte: „Nein, man muß das als eine Erholung betrachten, wenn man vom Tisch einmal wegfommt und Schritte machen kann. Nur insofern man dem Luftwechsel ausgesetzt ist, ist es schädlich.“

Früher war der Verdienst der Büglerinnen ein verhältnismäßig ziemlich auskömmlicher. Seit Einführung von Maschinen — eine

Herrn Hilfsmayers tieftrauriger Blick bejahte meine bittere Vermuthung.

„Ach, es ist nicht alles rosafarben in der Thätigkeit, die ich mir erwählt“, seufzte er. „Man macht viel bittere Erfahrungen, erlebt manche Enttäuschung. Aber so ist's nun einmal; wenn man sich hat fortreiben lassen, ist kein Aufhalten mehr, da giebt's keinen Stillstand! Nun, meine Liste liegt bereit. Morgen erscheint sie in den Blättern der Hauptstadt; übermorgen in allen Zeitungen der Provinz. . . Ach, wenn es doch nützlich, segensbringend sein könnte!“

Wie stehend hob er die Arme zum Himmel. Ich fühlte, daß es meine Pflicht sei, ihn zu trösten, und dann mußte ich ja doch auch zur Sache kommen, die mich hergeführt hatte, ich sagte also:

„Gewiß, theurer Wohlthäter, werden Sie auf dem Schauplatz Ihrer weittragenden Thätigkeit schon manches Betrübenende erlebt haben, aber wie viele Freuden werden Ihnen auch schon zu Theil geworden sein. Des Mitleids werthes Glend lindern zu können, würdigen Armen Hilfe bringen zu können, das ist ein Glück, das Ihre schöne Seele mit Dank erfüllen muß.“

„Ach“, seufzte der wohlthätige Mann, „es giebt ja gar keine würdigen Armen, oder doch so wenige, daß wirklich nicht der Mühe werth wäre, sich ihrer anzunehmen.“

„Ich kenne solche“, beillte ich mich einzuwenden, denn ich war froh, nun doch endlich zum Gegenstand meines Besuches übergehen zu können. „Ja, ich kenne solche; der junge Mann, von dem ich Ihnen vor einigen Tagen gesprochen, und dessen Geschichte herzerreißend ist. . .“

Aber Herr Hilfsmayer unterbrach mich lebhaft.

„Er hat ein verdächtiges Aussehen, Ihr junger Mann, und sein Aeußeres gefällt mir gar nicht. . . Zur Noth will ich Ihnen zugeben, daß bei unserer sozialen Organisation eine Frau oder auch ein Greis hilfbedürftig und hilfswürdig sein kann, aber ein junger Mann in seinem Alter? Das kommt mir doch unnatürlich

vor; das ist verdächtig. Ich fürchte, ich fürchte, daß hinter diesem Glend etwas steckt, das faul ist. . . Uebrigens haben mir gleich seine zerfetzten Kleider, seine zerrissenen Schuhe und seine mageren Gesichtszüge mißfallen. Ja, so was mißfällt mir, es ist unanständig, im höchsten Grad unpassend! Es thut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber Ihr Schützling hat mir einen ganz und gar schlechten Eindruck gemacht; mir kommt es wie Affektation vor, wenn einer sein Glend so zur Schau trägt.“

Ich wollte etwas einwenden; ich wollte Herrn Hilfsmayer versichern, daß die Armuth dieses Menschen wirkliche, nur allzu wirkliche Armuth sei, aber er ließ mich nicht zum Wort kommen.

„Ja, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Sie wollen mir versichern, daß er arm ist. Nun, und wenn er auch arm ist, so ist das noch kein Grund, um verlottert einherzugehen. Ich bin auch arm gewesen, ganz gewiß ärmer als Ihr Schützling. Bin aber immer anständig geblieben, habe immer Kammerdiener, Reitpferd und schwarzen Frack gehabt. Verstehen Sie mich recht, ich bitte Sie, mißverstehen Sie mich ja nicht, ich verlange nicht von den Armen, daß sie 100 000 Francs Renten haben, o nein! Aber wenn ich mich ihrer annehmen soll, müssen sie anständig sein, ja, anständig, das ist das Wort, das verlange ich. Nur keine unordentliche Bekleidung, nur das nicht! Sie kennen unseren großen Romandichter Paul Bourget, Sie werden ihm gewiß nicht abprechen, daß er die menschliche Seele, wie kein Zweiter, bis auf den untersten Grund kennt; nun, der sagt mir eines Tages: „Nichts ist widerwärtiger als die Lumpen eines Armen, und sie sind auch so unliterarisch!“ Und doch ist es dieser selbe Paul Bourget, der uns die Religion der Leiden der Menschen geschaffen.“

Vor solchen Argumenten mußte ich verstummen. Herr Hilfsmayer benutzte meine Fassungslosigkeit, um mich mit dem letzten Schlag seiner Logik auf meinen verduhten Schädel zu treffen; er fuhr fort:

„Und dann, ehrlich gesprochen, glauben Sie, daß, wenn ich meine Zeit daran vergeudet hätte, solche Arme zu unterstützen, daß

Glanzmaschine genügt für einen Betrieb — sind Arbeiterinnen überflüssig geworden und die Löhne riesig gesunken. Der Lohn für das Bügeln eines Duzend Kragen variiert zwischen 12 und 24 Kreuzern, in gut zahlenden Betrieben beträgt er 18—24, in schlecht entlohnenden 12—14 Kreuzer. Für Manschetten giebt es pro Duzend 4—5 Kreuzer mehr. Das Bügeln von Herrenhemden wird pro Stück mit 5 bis 7 Kreuzern entlohnt. Das Plätten neuer Waare wird besser gezahlt, als das von getragener Wäsche.

Ganz besonders jämmerlich ist die Lage der Wäscherinnen. In unseren illustrierten Familienblättern findet man häufig Schilderungen der „Wiener Wäschemadeln“. Als gesunde, blühende Mädchen in „feschen“ Kostümen, voller Uebermuth und Lebensfrische bei mäßiger und fröhlich gelhauer Arbeit trillernd und scherzend werden sie den Lesern dieser Schriften meist vorgeführt. Wie anders ist das Bild, das uns aus der Enquête der Wiener Gewerkschaften entgegenblickt. Die Wäscherinnen, zumal die der Wäschefabriken, arbeiten meist unter der Erde in Souterrainlokalen. Die Waschräume sind mit Chlordampf und Dunst vom Seifenwasser oft bis zur Undurchsichtigkeit erfüllt. Wie viel diese Atmosphäre dazu beiträgt, „Kosen auf die Wangen zu zaubern“, kann man sich vorstellen! Meist sind Frauen beim Waschen beschäftigt und zwar eine bis drei als „Einstärker“ und eine als Waschmeisterin, welche die schweren Bündel Wäsche heben muß. Die Hitze, welche herrscht, der Dunst und Gestank von Schmieröl sind unbefreiblich; Ventilation giebt es in den Waschräumen wohl, aber eine solche, die das Hineinfliegen von Staub und Ruß nicht ermöglichen soll und so nützt sie nicht viel. In Schuhen können es die Leute nicht aushalten, sondern nur in Holzschlappen. Mit diesen angethan stehen sie gewöhnlich im Wasser, der Boden ist immer schlüpfrig und ohne Bretterbelag, weil viel Dunst niederschlägt. Die beste Kanalisation ist gegen die Feuchtigkeit des Bodens nutzlos, und legt man Bretter, so werden diese schlüpfrig, sodaß die Leute fallen. Abhilfe ließe sich schaffen, wenn man im Tag drei bis fünf Mal Sägespäne streute, aber das würde dem Unternehmer Geld kosten, und darum unterbleibt es. In dieser Dunstammer müssen die Wäscherinnen täglich 10—11 Stunden zubringen, ohne daß sie Gelegenheit hätten, in einem anderen Raume auszuruhen. Der Lohn für Waschen und Sortiren beträgt **2 Gulden 50 Kreuzer** wöchentlich. Von dem Aufenthalt in dem Wasstraum werden die Kleider voll Schmutz und Wasser. Das „fesche Kostüm“ der Wiener Wäscherinnen besteht

man mir dafür das Kreuz des Kommandeurs der Ehrenlegion gegeben hätte? . . . Nein, mein Freund, es thut mir unendlich leid, bedauere sehr, aber für Ihren jungen Mann kann ich nichts thun . . . übrigens habe ich andere Gesäfte. Ich bin ganz Feuer und Flamme für eine Anstalt, die Sie vielleicht nicht einmal kennen, die aber allerliebste ist: „Die Künste der Waisen“. Man hatte mich früher schon gebeten, ich möge doch etwas für diese Anstalt geben, und ich weiß nicht, warum ich dummerweise mich nicht daran beteiligen wollte. Man hat oft so grundlose Voreingenommenheiten. Dieses Jahr habe ich das Stift besucht, ich habe gesehen und bin entzückt, begeistert! Stellen Sie sich vor: Sie sehen eine Anzahl junger Mädchen, worunter einige recht hübsch sind, und die man im Klavierspielen, im Porzellanmalen und Deklamiren unterrichtet.

„Es ist reizend, geradezu bezaubernd. . . Das lasse ich mir gefallen. Das nenne ich Unterstützung verdienende Armut, dabei ist nichts Abstoßendes, nichts Widerwärtiges. Und bedenken Sie die soziale Tragweite einer solchen Erziehung. . . Bedenken Sie, welche reichen und gefälligen Hilfsquellen man diesen armen Mädchen eröffnet, um im Leben würdig weiter zu kommen. . . Klavier, Pinsel, Literatur. . . die werden niemals in Verlegenheit kommen, die werden sich immer oben zu halten wissen. . . so etwas muß man unterstützen. . . aber Ihr junger Mann, was soll ich für ihn thun? Was ist's mit ihm? Er ist nicht hübsch, er ist schlecht gekleidet, ich bin gewiß, er wäre nicht einmal fähig, das „Gebet der Jungfrau“ auf dem Piano zu spielen, er könnte auch kein Sträußchen auf einen Teller malen. . . Und dann, wie soll ich ihn auf meiner Liste unterbringen? Es ist unangenehm für ihn, aber ich kann nicht dafür. . .“

Herr Hilfsmayer war aufgestanden, er geleitete mich an die Thür seines Arbeitszimmers, drückte mir herzlich die Hand und sagte mit sentenziöser Stimme:

„Merken Sie sich das wohl, lieber Herr, ich glaube nicht an individuelles Glend! . . .“

nach den Angaben des Experten in bloßen Fäden, die nur am Samstag Abend abgelegt und am Montag früh wieder angezogen werden. Klingt es demgegenüber nicht wie bittere Ironie, wenn die größeren Balllokale in Berlin durch die Anschlagläulen ein „außerlesenes“ Publikum zum Besuch des „feschen Wiener Wäschemadel-Ball“ einladen! —

Von angestrengtester, die Gesundheit untergrabender Arbeit bei Spottlöhnen erzählen die Feststellungen der Enquête über die Lage der Arbeiterinnen der Wäscheindustrie in Wien. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie ist es möglich, daß Näherinnen und Wäscherinnen, welche in der Woche 2 Gulden 50 Kreuzer verdienen, für Lebensmittel 1 Gulden 40 Kreuzer, 80 Kreuzer für Logis und außerdem die Beiträge zur Krankenkasse zahlen müssen, wie ist es möglich, daß diese Arbeiterinnen für Kleidung, Schuhwerk und andere dringende Bedürfnisse auskommen? Werden die betreffenden Mädchen durch die niedrigen Löhne nicht geradezu gezwungen, vom Laster zu erwarten, was redliches Mähen ihnen nicht verbürgt: den Lebensunterhalt? Der Experte bestätigt das, indem er bemerkt: „Die Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren sind gewöhnlich bei Angehörigen, welche für die größeren Bedürfnisse auskommen. Aber die meisten sind gewiß auf die Prostitution angewiesen, wenn sie nicht einen Liebhaber besitzen, der einen Theil der Unterhaltskosten beitreten muß. Daß die Mädchen mit 2 Gulden 50 Kreuzer oder 3 Gulden nicht leben können, steht fest, und daß den Fabrikanten nichts daran liegt, ist auch sicher.“

Laut und eindringlich predigen die kurz geschilderten Verhältnisse die Nothwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation und des wirtschaftlichen Kampfes; laut und eindringlich predigen sie die Nothwendigkeit der Ausdehnung und striktesten Durchführung des gesetzlichen Arbeiterschutzes, den das Proletariat der Hauptsache nach durch den politischen Kampf erringen muß. An dem einen und dem anderen theilzunehmen, um durch menschenwürdigere Arbeits- und Lebensbedingungen die Voraussetzung zu schaffen für einen kräftigeren Ansturm gegen die kapitalistische Ordnung, das erheischt das Interesse, die Pflicht der ausgebeuteten Arbeiterinnen, welche nur in einer sozialistischen Gesellschaft befreit werden können.

Wohl wird das Wiener Unternehmertum, wie die Kapitalistensippe allwärts in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, zweifelsohne die Mittheilungen der Arbeitersachverständigen als „aufbeherische Mache sozialdemokratischer Agitatoren“ hinzustellen suchen. Ihr Gezeter vermag nicht die Angaben der Enquête in ihrer trockenen und doch so beredeten Thatsächlichkeit zu enträften. Die Wiener Gewerkschaften haben sich durch ihre Erhebung um die ausgebeuteten Arbeiter und Arbeiterinnen wohl verdient gemacht.

## Die Elektrizität im Dienste der Strickerei-Industrie.

Die klappernden Nadeln und fleißigen Finger von Mutter und Großmutterlein, von ältlichen Tanten und frischwangigen Mädchen spielen für die Strickerei schon längst nicht mehr die Rolle wie in den Tagen, „als der Großvater die Großmutter nahm“. Und das Handwerk hat seit geraumer Zeit keinen goldenen Boden mehr für den ehrsamem, zünftigen Wirkmeister, der an seinem einfachen Stuhl, dem Seitenstück des Handwebstuhls, den Faden hin und her laufen läßt. Strickmaschinen, Flach- und Rundstühle haben die Strickerei-Industrie revolutionirt; hier wie auf anderen Gebieten triumphirt der mechanische Großbetrieb, und Hand in Hand mit ihnen gehen die von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erzeugten Begleitererscheinungen her. Und abermals steht eine Erfindung im Begriff, die Arbeitsverhältnisse in der Strickerei-Industrie vollständig umzuwälzen: die Elektrizität soll in ihren Dienst gestellt werden.

Aus Amerika kommen soeben die ersten Nachrichten von einer praktischen industriellen Verwendung der von Emanuel Buxtorf in Troyes (Frankreich) konstruirten elektrischen Vorrichtung für Strickmaschinen, die aller Voraussicht nach dem gesammten mechanischen Fabrikationsbetriebe dieser Branche eine entscheidende Richtung für die Zukunft geben wird. Dem „Textil-Industriellen“ wird darüber geschrieben: Die beregte Anordnung soll von einer derartigen Vollkommenheit sein, daß ein beliebiges Muster, sei es noch so komplizirt, auf den bisher bekannten Strickmaschinen-Systemen erzeugt werden kann. Die Frage, ob Flach- oder Rundstrikmaschinen sich dazu eignen dürften, kommt dabei nicht in Betracht. Die Strickmaschinen der heutigen Technik stehen erst auf jener Stufe der Vollkommenheit, auf der der Webstuhl im Jahre 1801 gestanden hat, bevor ihn Jacquard durch seine ingeniose Erfindung verbesserte. Die neue elektrische Vorrichtung an Strickmaschinen ermöglicht nach Aussage des Erfinders die Nachahmung eines beliebigen Musters ohne jeglichen Zeitverlust und ohne vorherige komplizierte Vorbereitungen, die beim Webstuhle Tage, Wochen, ja oft Monate in Anspruch nahmen. Die Vorrichtung

ist die Einfachheit selbst, sagt der Erfinder: Auf einem kleinen Metallzylinder, der sich gleichzeitig mit der Maschine dreht, wird das Muster mittels Lack, Firnis oder einer ähnlichen Flüssigkeit aufgetragen. Andernfalls läßt sich das Muster auch schablonenartig aus Papier herstellen, und genügt dann das einfache Befestigen auf dem Zylinder und die Inbetriebsetzung der Maschine, um das Muster unmittelbar automatisch reproduzieren zu können. Die Vermittlung besorgt ein elektrisch angeordneter zugespitzter Griffel oder Stift, der die Erhöhungen und Vertiefungen oberhalb des ganzen Zylinders genau kontrolliert und so das Muster auf den Mechanismus der Maschine überträgt. Der Fadenzüher, dem die Zufuhr des Garnes obliegt, befindet sich in ununterbrochener Verbindung mit dem Elektromagneten, der auf die Armatur desselben dergestalt einwirkt, daß, je nachdem der Stift eine metallene oder isolierte Oberfläche berührt, die Verbindung mit dem Elektromagneten hergestellt oder gelöst wird. Durch diesen Wechsel in der Bewegung der Armatur wird den Fadenzüher die nötige Weisung gegeben und das Garn in den verschiedensten Farben entweder oberhalb oder unterhalb des Fabrikats plaziert und so das Muster hervorgehoben. Der Erfinder verbürgt ausdrücklich die Korrektheit obiger Thatsachen. Nahezu ein jedes Muster, sowohl im Genre der glatten Strickart für Strumpfwaren und Unterkleider, als der gerippten, offen gearbeiteten Spizeneffekte etc., läßt sich durch bloßes Wechseln eines Stichtades ohne Weiteres arbeiten. Dabei ist die Weite des zu fabrizierenden Stückes nicht an gewisse Schranken gebunden, man kann vielmehr Weiten von 4 bis 20 Nadeln bei Zollbreite auf einer Maschine herstellen. Ob elastisch oder kompakt gewirkt werden soll, liegt ganz in dem Belieben des Arbeiters. Ebenso ist die Stärke des zu verwendenden Materials nicht an gewisse Vorschriften gebunden. Maschinen bis zu neun Fuß im Durchmesser können mit erwähntem Mechanismus ausgestattet werden. Die Zahl der einlegbaren Fäden verschiedener Nuancen beträgt bis zu 18, je nach Größe der Maschine. Interessant zu erfahren wird es ferner noch sein, daß je nach den Größenverhältnissen der Maschine entsprechende Vergrößerungen und Verkleinerungen des auf den Zylinder aufgelegten Musters, ohne denselben selbst durch einen anderen zu ersetzen, angefertigt werden können. Eine kleine Dynamomaschine im ungefähren Anschaffungswerte von 400 Mk. genügt für den Betrieb von 20 Strickmaschinen. An Personal erfordern diese drei bis vier Mädchen und einen Aufseher resp. Werkmeister. Wie der Erfinder mittheilt, hält er den Tag nicht allzu fernliegend, wo seine Erfindung auch auf dem Webstuhle ihre Triumphe feiern wird.

Was wäre die Folge der Erfindung in einer vernünftig organisierten, in einer sozialistischen Gesellschaft? Verminderung der Mühen der Arbeit, Herabsetzung ihrer Dauer, Steigerung des gesellschaftlichen Reichthums, mehr Muße Aller für Bildung und edlen Lebensgenuß, für ein harmonisches Ausleben eines freien, schönen Menschenthums. In der kapitalistischen Gesellschaft heißt dagegen ihr nächstes Wort Ueberflüssigmachung von vielen Hunderten von Arbeitern und Arbeiterinnen, verzweifelte Konkurrenz der Beschäftigungsuchenden um Arbeit und Brot, Sinken der Löhne, Massenelend, und auf der anderen Seite Anhäufung von Riesenreichthümern in den Händen einer winzigen Minderheit. Kraft des Privateigenthums an den Arbeitsmitteln verkehrt die kapitalistische Wirtschaftsordnung jeden Fortschritt des Produktionsverfahrens aus einem Segen in einen Fluch. Und das solange, bis die weiter schreitende wirtschaftliche Entwicklung und der proletarische Klassenkampf mit der Aufhebung des Privateigenthums an den Arbeitsmitteln den Fluch in Segen verwandelt. Von Erfindung zu Erfindung hastet die moderne Produktionstechnik vorwärts, treibt die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsweise und die sie begleitenden Mißstände auf die Spitze, und bereitet unter Thränen und Glend den Triumph, die Befreiung des Proletariats vor.

### Heilgymnastik in Krankenhäusern.

Unter derjenigen Heilgymnastik, von der hier die Rede sein soll, sind die Uebungen zu verstehen, welche nach beendeter Krankheit erforderlich sind, um enträftete Muskeln wieder leistungsfähig zu machen. Dieberhafte Krankheiten, wie z. B. Typhus, und lange Unthätigkeit, wie z. B. beim Heilen eines Beinbruchs, haben nicht selten einen Verlust an Muskelkraft zur Folge, welcher nur durch eine planmäßig und sachverständig ausgeführte Nachbehandlung wieder gut gemacht werden kann. Diese besteht in Massage, Wasserbehandlung, ärztlich geleiteten Bewegungen, Gehversuchen, Turnen, Arbeiten. Wer, ohne eine derartige Nachkur durchgemacht zu haben, das Spital verläßt, thut es in arbeitsunfähigem Zustand, und in den meisten Fällen wird es solchen Kranken überhaupt nicht gelingen, die volle Arbeitsfähigkeit je wieder zu erlangen. Denn wo steht dem Proletarier außerhalb des Krankenhauses ein heilgymnastischer Kurs zur Verfügung?

Demnach müßte eine derartige Nachkur als Theil der Krankenhausbehandlung sich an jede Krankheit oder Verletzung anschließen, welche mit Muskelschwächung einhergeht. Wie haben nun die Krankenhäuser ihre Verpflichtung in dieser Richtung aufgefaßt? Darüber sprach Dr. Credé, der bekannte Chirurg des Carolahauses in Dresden, auf dem diesjährigen Chirurgentag.

Sein Vortrag ist ein Geständniß, eine Anklage und eine Aufforderung. Es ist Nichts geschehen, es ist unfaßlich, daß Nichts geschehen ist; es ist höchste Zeit, daß Etwas geschieht, das sind die Leitmotive seiner Rede. Hören wir ihn selber:

„Für die Masse der Bevölkerung, der sogenannten dritten Klasse der Krankenhäuser, glaubte man gesorgt zu haben, wenn sie bei der Entlassung aus den Anstalten gerade so gut geheilt waren, daß sie nicht mehr fremder Hilfe bedurften. . . Was dann aus den Kranken wurde, dafür hatte das Krankenhaus nicht zu sorgen. Unbekannt blieb es uns allerdings nicht, daß der Kranke an eine Wiederaufnahme der Arbeit zunächst noch nicht denken konnte. Da eine Beseitigung von Schwachzuständen aller Art immer schwieriger wird, je länger sie bestehen, so mußte naturgemäß ein großer Theil der so Entlassenen seine Arbeitsfähigkeit dauernd theilweise einbüßen, denn Spezialanstalten für ihn gab es fast nicht, und durch eigene Behandlung das Verlorene zu ersetzen, ist bei dem Bildungsgrade und der Hilflosigkeit der betreffenden Kranken kaum möglich.“

Hier wird also unumwunden zugestanden, daß man die Kranken halb geheilt entläßt, obgleich man sehr gut weiß, daß ihnen daraus ein bleibender Schaden erwachsen muß, und dies geschieht nicht etwa ausnahmsweise an diesem oder jenem nachlässig geleiteten Krankenhaus, sondern an allen Krankenhäusern im ganzen Deutschen Reich.

Niemand versteht besser als das klassenbewusste Proletariat, selbst die himmelschreiendsten Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft objektiv zu beurtheilen. Die Sozialdemokratie begreift, wie keine andere Partei, das Werden und das Warum der heutigen Zustände, und darum vermag gerade sie bei ihrer Beurtheilung des Einzelnen die äußere Zwangslage, in der sich Jeder mehr oder weniger befindet, in einem sonst nirgends anzutreffenden Maße zu würdigen. Von deutschen Beamten zumal erwartet sie gewiß nichts Unmögliches. Aber bei aller Objektivität und Berücksichtigung der Verhältnisse können wir den deutschen Krankenhausvorstehern als Einzelnen und als Klasse den schweren Vorwurf nicht ersparen, ihre Pflichten gegen die ihnen anvertrauten Kranken sehr unvollkommen erfüllt zu haben. Wir können ihnen den schweren Vorwurf nicht ersparen, Jahr um Jahr gleichgültig zugehört zu haben, wie die Kraft des Volkes durch ungenügende Anstaltsseinrichtungen vergeudet wurde, ohne sich durch diesen für sie offenkundigen Raub am Kostbarsten, was der Mensch besitzt, in ihrer Seelenruhe stören zu lassen. Wir können ihnen den schweren Vorwurf nicht ersparen, ebenso egoistisch und kleinmüthig gehandelt zu haben wie alle übrigen Vertreter der deutschen Bourgeoisie. Ihre Pflichten, ihre wissenschaftliche Thätigkeit, ihre sorgenlose Existenz war gesichert, und diese Dinge standen ihnen höher als die Volksgeundheit, für welche sie verantwortlich waren. Sie wußten — noch besser als die Kranken und diese wissen schon genug — was alles noch geschehen müßte, ehe Pflege, Beföstigung und Behandlung in öffentlichen Krankenhäusern einigermaßen genügend zu nennen wären, und sie schwiegen. Statt des mannhaften Auftretens, des rückhaltlosen Aufdeckens, des beharrlichen Forderns, welche auch jetzt alle eingebildeten und viele wirklichen Hindernisse mit überraschender Leichtigkeit aus dem Weg geräumt hätten, begnügten sie sich an die Behörden mit gelegentlichen Eingaben, deren „weise Maßigung“ sie von vornherein dem Papiertorb überantwortete. Man handelt anders, wenn man etwas will. Wie anders ist der Ton, in dem die Agrarier z. B. ihre Interessen vertreten. Unsere deutschen Krankenhausvorsteher haben aber, mit einzelnen ruhmreichen Ausnahmen, nie ernstlich gewollt.

Jetzt aber hat Einer von ihnen gesprochen, und das ist ein interessanter Beweis dafür, wie unwiderstehlich die Forderungen des Proletariats selbst in Kreise eindringen, denen sie von Hause aus fremd und unverständlich sind. Je heftiger die Klassengegensätze sich zuspitzen, desto beweiskräftiger wird auch ein derartiges, dem Gegner abgezwungenes Geständniß, desto ehrender ist es auch für den einzelnen Gegner, der das Geständniß nicht verschweigt.

Diese Anerkennung verdient Credé, der für seine allerdings spät gewonnene Einsicht ehrlich eingetreten ist. Er sagt: „Ich kann nicht leugnen, daß es mir war als fielen mir Schuppen von den Augen, als ich anfang die Sache so anzusehen, und daß ich Leute gar nicht mehr verstehe, wie es so lange möglich war, so viele Menschen so wenig leistungsfähig zu entlassen.“

Werden die Fachgenossen dieselbe Einsicht erlangen? Vielleicht, denn auch sie gerathen, bewußt oder unbewußt, in eine Strömung,

die mächtiger ist als Ueberlieferung und Schlandrian, mächtiger sogar als alle thatsächlichen Wehre, welche sich noch überall dem Volkswohl entgegenstellen. Diese Strömung ist das erwachte Volksbewußtsein, welche selbst den heutigen Staat gezwungen hat, sich mit dem Scheinbild einer Sozialreform zu befassen. Das Unfallversicherungsgezet war es, das Credé zuerst die Augen öffnete und noch mehr der Umstand, daß die Berufsgenossenschaften, angesichts der durchaus unzulänglichen Nachbehandlung in den öffentlichen Krankenhäusern und der ihnen daraus erwachsenden Kosten, anfangen, eigene Krankenhäuser zu bauen. Das sei ein Armuthszeugniß für die öffentlichen Krankenhäuser, meint Credé, dahin dürfe man es nicht kommen lassen, sondern „müsse Einrichtungen treffen, die den durchaus berechtigten Forderungen der Jetztzeit entsprechen“.

Daß diese Forderungen berechtigt sind, entdeckte man aber erst, nachdem sie von unten her gestellt wurden, und je nachdrücklicher sie von dort gestellt wurden, desto rascher und allgemeiner wird man zur Erkenntniß ihrer Berechtigung gelangen. Nicht von der hinkenden Einsicht der Gelehrten dürfen wir auch nur die unschuldigsten Reformen erwarten. Am Volke selbst und nur am Volke liegt es, eine große Anzahl dringender und heute schon möglichen Verbesserungen seiner Lage durch deutliches und unablässiges Fordern zu erringen.

Eine Arztin.

### Das Lied der Hake.

Das rauhe Schwert bin ich, das durch das Erdreich zieht,  
Bin Stärke und Unwissenheit.

Ich hör' den Hunger schrei'n, seh' wie die Sonne glüht,  
Bin Roth und Hoffnung besser Zeit.

Ich kenn' ihn wohl, den scharfen Peitschenhieb  
Der brennend heißen Mittagsgluth,  
Des rauhen Sturms, der in die Thale trieb  
Die Wolkenmassen voller Wuth.

Ich kenne ihn, den feuchten, frischen Duft,  
Den aus der üpp'gen Erde Schooß  
Der Mai mit tausend Blüthenleichen ruft  
Und mit Insekten klein und groß.

Bei steter Arbeit, ohne Ruh und Raß  
Weh' ich zu hellerem Glanze mich,  
Befähigt, kraftvoll, muthig und gefaßt  
Bermalm' den harten Boden ich.

In niedre Hütten, dumpfig, eng und klein,  
In Kammern, wo die Armuth haust  
Und durch die Fensterhöhlungen hinein  
Der Schnee und Sturm des Winters braust,

Wo um das Feuer auf dem Herde kriecht  
Der frost'ge kümmerliche Schwarm,  
Und auf den gelblich blaffen Bügen liegt  
Des bittern Hungers Noth und Harm,

Da tret' ich ein; im Winkel lehne ich,  
Allmähig bricht die Nacht herein,  
Senkt schauernd auf die feuchte Ebne sich,  
Aufs raucherfüllte Stämmerlein.

Und während glühend heißer Fiebertraum  
Den Schlaf der müden Frauen stört,  
Und sonst man keinen Laut im dunklen Raum  
Als dumpfes, rauhes Athmen hört —

Wach' ich und heiße Wünsche füllen mich,  
Mir träumt von neuem Morgenroth,  
Der Drifflamme gleich, die königlich  
Im Strahl der Sonne aufwärts loht.

Und aus dem Erdreich steig' ich neu empor,  
Ein freies Volk nimmt mich zur Hand  
Und hebt begeistert, freudig mich empor  
Und stolz durchschreite ich das Land.

Doch sind die Klängen nicht von Blut besiebt  
Und weiß und licht die Fahnen wehn,  
Von tapfern, kräft'gen Schlägen hingestreckt,  
Muß Schlange Haß im Tod vergehn.

Und aus der Erde, ganz von Lieb' erfüllt,  
Von süßen Rosendüften voll,  
Wo jetzt die reine, neue Gluth gefüllt  
Des bittern Weltstreits Reid und Groll,

Hinauf zum Azurblau des Himmels dringt  
Von Menschenstimmen, rauh von Noth,  
Ein Hymnus, der zugleich wie Schluchzen klingt,  
Er lautet: „Frieden! . . . Arbeit! . . . Brot!“

Ada Negri.

Aus der Gedichtsammlung „Schicksal“ (Fatalità), deutsch von Hedwig Zahn.  
Berlin, Verlag von Alex. Dunder.

### Kleine Nachrichten.

**Verschiedene Werthschätzung.** Nach der Ansicht des Fabrikinspektors für Plauen (Sachsen) stellen die Löhne der Textilarbeiterinnen seines Bezirks, die in „arbeitsreicherer Zeit“ 8—12, höchstens 15 Mark pro Woche betragen, „hohe“ Löhne dar. Wir erachten dieselben dagegen als durchaus unzureichend für eine kulturwürdige Lebenshaltung, aber die Ansicht des Herrn Fabrikinspektors ist erklärlich, wenn man festhält, daß laut dem Bericht des Freiburger Gewerbebeamten die Arbeiterinnen der Holzwaarenindustrie seines Bezirks wöchentlich 5—8 Mark verdienen. Wie mögen die betreffenden Arbeiterinnen in Kartoffeln und Häring prassen und schlemmen.

**Die Betheiligung der Wiener Genossinnen an der Wahlrechtsdemonstration,** welche am 22. September stattfand, war eine sehr große. Unter den 30—40 000 Manifestanten befanden sich mehrere Tausend proletarischer Frauen und Mädchen. Die großartige Demonstration schloß mit einer Rede der Genossin Hötischer, welche betonte, daß noch weit mehr Frauen hier sein würden, wenn sie nicht gezwungen wären, Sonntags nachzuholen, was sie die Woche über im Dienste des Kapitals versäumen müssen. Die Rednerin hob hervor, daß die sozialdemokratische Partei die einzige sei, welche das Wahlrecht auch für die Frauen fordere. Im Lager der bürgerlichen Parteien halte man die Frauen wohl für fähig, vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten, aber man spreche ihnen die Fähigkeit ab, dreinzusprechen in das, was ihnen nöthig sei. Genossin Hötischer schloß ihre mit lebhaftem Beifall ausgenommene Ansprache wie folgt: „Die Frauen sind ein gewichtiger Faktor, und die sozialdemokratischen Arbeiter können in ihrem schweren Kampf keinen Erfolg erzielen, wenn die Frauen nicht an ihrer Seite stehen und sie zum Kampf anfeuern. Wenn der Moment des Kampfes kommen wird, werden wir Frauen alle an Plaze sein. Es lebe das allgemeine Wahlrecht!“

**Zahlen als Ankläger.** Nach dem offiziellen Bericht des Prager Findelhauses sind 1894 demselben 2869 Ammen und 3467 Kinder zugewachsen; vom Jahre 1893 befanden sich noch dort 79 Ammen und 86 Kinder. In Abgang sind gekommen und zwar Ammen: Gegen Tage entlassen 1, als Privatammen abgegeben 326, gegen zurückgestellte umgetauscht 58, in das Krankenhaus abgegeben 1, entwichen 1 und wegen Entbehrlichkeit oder Untauglichkeit entlassen 2135. Von Kindern verließen das Findelhaus: In auswärtige Pflege übergeben an fremde Parteien 2700, an Blutsverwandte gegen Subvention 220, als eigen übernommen 262, nach erreichtem Normalalter der Heimathsgemeinde übergeben 6, in die Karolinenthaler Filiale überführt 2, nach erreichtem Normalalter von der Mutter oder den Anverwandten in unentgeltliche Pflege übernommen 3, gestorben 254. Die Zahl der im Jahre 1893 bei der Prager Findelanstalt in Pflege befindlichen Kinder betrug 7088, mit Ende 1894 waren ihr 2943 Kinder zugewachsen. Das macht zusammen mehr als 10 000 Kinder, die verlassen in der „besten aller Welten“ standen. Von der Pflege, welche den armen Kleinen zu Theil wird, erzählen folgende Zahlen: Die Gesamtsterblichkeit der in der Findelanstalt in Pflege befindlichen Kinder betrug 14,22 Prozent, von je 500 Pflöglingen starben reichlich 71. Wie herrlich illustriren die vorstehenden Zahlen die herrliche Kultur unseres Jahrhunderts.

**Die Gleichberechtigung der Frau im sozialistischen Lager.** Dem XIII. Nationalkongreß der französischen „Arbeiterpartei“ (sogen. Marxisten), der im September in Romilly tagte, wohnten die Bürgerinnen Corgeron, Renault, Thiriot und Valette als Delegirte bei. Auf dem Kongreß waren unter anderen sechs Frauenorganisationen beziehungsweise Gewerkschaften vertreten, welche Arbeiter und Arbeiterinnen der gleichen Branche umfassen: aus Deville-lès-Rouen die „Gruppe sozialistischer Frauen“; aus Lyon die „Arbeiterinnen der Druckereien“; aus Paris die „Gruppe der Arbeiter und Arbeiterinnen des Schneidergewerbes und verwandter Berufe“; aus Koubair die Organisationen „Das Frauenrecht“, „Die Frauenemanzipation“, „Die Vergeltung der sozialistischen Frauen von Fontenoy“. Der Kongreß nahm betreffs der Frauenrechte, beziehungsweise der Arbeiterinnenorganisationen zwei Resolutionen an. Die eine Resolution fordert auf zur energischen Unterstützung des Antrags der sozialistischen Deputirten, welcher für die Arbeiter und Arbeiterinnen der verschiedenen Industrien das Recht verlangt, männliche und weibliche Fabrikinspektoren zu erwählen. Die zweite Resolution macht es sämtlichen Delegirten des Kongresses beziehungsweise den Organisationen zur Pflicht, mit aller Energie die Bestrebungen für die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen zu unterstützen. Wie in den beiden vorhergegangenen Jahren, so gehört auch jetzt wieder der Parteileitung der französischen Sozialdemokratie eine Frau an, die Bürgerin Valette.